

Jenny Erpenbeck

# Wörterbuch

btb

## Buch

Das Mädchen wächst wohlbehütet in einer Stadt auf, die ihm immer freud- und lebloser wird. Während es Klavier spielt oder sich mit seiner besten Freundin Anna unterhält, klingen die draußen platzenden Reifen wie Schüsse. Mit der Zeit verschwinden immer mehr Freunde und Bekannte. In den Statuen, die bald die immer leerer werdenden öffentlichen Plätze beherrschen, erkennt es die Freunde seines Vaters. Je älter sie wird, desto fester muß die junge Frau die Augen verschließen, um nicht mitzubekommen, welcher Art die harte Arbeit ist, die ihr wahrheitsliebender Vater hinter den undurchdringlichen Mauern des Staatsgefängnisses verrichtet. Sie merkt, daß sich viele Geheimnisse um ihr Leben ranken. Und sie ahnt, daß sie keines der Geheimnisse wirklich kennen lernen will.

Jenny Erpenbeck gelingt ein sprachlicher Balanceakt, in dem sich Grauen und Schönheit aneinanderschmiegen und in dem selbst das Ungesagte eine Wucht sondergleichen erhält.

## Autorin

Jenny Erpenbeck wurde 1967 in Berlin (DDR) geboren und lebt heute als freie Autorin und Regisseurin in Berlin. Ihr Prosadebüt »Geschichte vom alten Kind« war 1999 ein sensationeller Erfolg, 2001 folgte der Erzählband »Tand«. Beide Bücher wurden mit zahlreichen Preisen und Stipendien ausgezeichnet und sind in insgesamt elf Sprachen übersetzt.

## Jenny Erpenbeck bei btb:

Geschichte vom alten Kind (72686)

Tand. Erzählungen (72993)

»Meist sind nur ein paar Knochen übrig.«

(SCHIMMECK)

»Hier ist eine Generation verschwunden.«

(FONDERBRIDER)

... bën zi bêna, bluot zi bluoda  
lid zi geliden, sôse gelîmida sîn!  
(... Bein zu Beine, Blut zu Blute,  
Glied zu Gliedern, so seien sie fest  
aneinandergefügt.)

(2. MERSEBURGER ZAUBERSPRUCH)

Wozu sind denn meine Augen da, wenn sie sehen, aber nichts sehen? Wozu meine Ohren, wenn sie hören, aber nichts hören? Wozu all das Fremde in meinem Kopf?

Das, Gehirnwindung für Gehirnwindung, zunichte denken, bis vielleicht ganz am Grund ein Löffelchen voll von mir durchscheint. Die Erinnerung hernehmen wie ein Messer und es gegen sie selbst richten, die Erinnerung abstechen mit der Erinnerung. Wenn das geht.

Vater und Mutter. Ball. Auto. Das vielleicht die einzigen Wörter, die heil waren, als ich sie lernte. Und auch die dann verkehrt, aus mir gerissen und andersherum wieder eingesetzt, das Gegenteil von Ball wieder Ball, von Vater und Mutter Vater und Mutter. Was ist ein Auto? Alle anderen Worte von vornherein mit der Hälfte Schweigen als Bleigewicht an den Füßen, so wie der Mond seine dunkle Seite mit sich herumschleppt, sogar wenn er voll ist. Aber der kreist immerhin. Für mich standen die Worte fest, aber jetzt laß ich sie los, und wenn es nicht anders geht, schneide ich den einen oder anderen Fuß lieber mit ab. Ball. Ball.

Guten Abend, gut Nacht. Meine Mutter bringt mich zu Bett. Während sie singt, streicht sie mir mit einer Hand über den Kopf. Weiße, trockene Hand, die einem Kind über den Kopf streicht. Mit Rosen bedacht. Wasserfarbene Augen, deren Blick sich auf mich richtet, während mir die Augen schon zufallen. Mit Näglein besteckt. Nelken sind das, würde sie sagen, wenn sie sehen würde, daß ich bei dieser Zeile wieder anfangen zu weinen. Nelken, nicht weinen. Aber zum Weinen ist es heute zu spät, unumkehrbar bin ich unterwegs in den Schlaf, Nelken sind es nicht, sondern spitze Näglein, mit denen mich jemand, den ich nicht kenne, am Bett festnageln wird, während ich schlafe. Schlupf unter die Decke, singt sie. Sie zieht mir die Decke bis zum Kinn hinauf und löscht das Licht. Lauter kleine blutige Einstiche von den Nägeln. Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt. Und wenn nicht, bleibe ich für immer ans Bett geheftet. Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt. Und die Blutstropfen versteinern. Mutter.

Ein Ball ist ein Ding, das rollt, manchmal springt. Ein Vater ist ein Mann, der lange Zeit größer ist als man selbst. Bevor mein Vater zur Beichte geht, rasiert er sich und zieht ein frisches Hemd an. Wer mit einem Kopf Ball spielen wollte, den würde nur die Nase stören. Bevor mein Vater zur Beichte geht, nimmt er mich zu sich auf die Knie und läßt mich reiten. In diese Landschaft sind schon viele Kinder hineingeritten, viel Rabenfutter, viele weißhäutige kreischende Reiter, die, eh sie in Galopp verfallen, immer schon abstürzen in den Sumpf. Das Hemd meines Vaters riecht frisch und ist rauh, wenn ich meinen Kopf darin vergrabe, nachdem ich mich mit ei-

nem Schwung, der mich jedesmal schwindeln macht, emporgerafft habe aus dem Sumpf. Vater.

Haus. Unser Haus die Mitte des Gartens. Rosafarbene Wände, das Rosa von der Sonne gebleicht und schon brüchig. Mit dem Fingernagel fahre ich unter den Putz und breche ihn ab. Darunter kommt Ocker zum Vorschein. Wenn ich mit einem Stein gegen diese tiefergelegene Farbe klopfe, tut sich in den abgeschlagenen Inseln eine weitere Haut auf, die ist grau. Tiefer komme ich nicht, das Grau hält sich an den Wänden des Hauses ganz fest, womöglich ist dieses Grau das Haus selbst. Meine Mutter sagt: Laß das. Ich weiß schon, ich kann auch durch die Tür ins Haus gehen.

Aus der Sonne in den Schatten. Auf bloßen Sohlen vom Staub auf den kühlen Stein. Barfüßig. Hierzulande scheint beinahe immer die Sonne, sie scheint und scheint und scheint, und der Himmel rings um die Sonne ist beinahe immer ganz und gar leer. Was eigentlich frißt die Sonne?, frage ich meinen Vater. Wasser, gibt er mir zur Antwort. Und wo ist ihr Bett? Die Sonne schläft nicht, antwortet er. Wenn bei uns Nacht ist, sagt er, scheint sie auf der anderen Seite der Welt. Schönes Wetter heute. Heute und alle Tage.

Warum hattest du keine Milch für mich, frage ich meine Mutter. Manche Frauen haben viel Milch, andere nun einmal keine, antwortet meine Mutter. An die Brüste der Amme kann ich mich gut entsinnen. Ich habe lange aus ihnen getrunken. Länger als jedes andere Kind, das ich kenne, sagt meine Mutter. Noch in der ersten Schul-

klasse setzte ich mich, wenn ich nach Hause kam, zuerst auf den Schoß der Amme und trank. Wäßrig und süß war ihre Milch, ihre Brüste rosig und voll, feste Inseln am Körper einer alternden Frau. Meine Amme, die meine ganze Kindheit, auch als ich nicht mehr aus ihr trank, wie einen Apfel im Schoß hielt, sah aus wie eine Fee, mit grünen, schrägstehenden Augen, wie eine aus dem Märchen vertriebene Fee, schattig geworden durch die am Ansatz eingedunkelten Haare, die später grau wurden, und durch ihre Kleidung in den Farben des Herbstes, braun, schwarz und oliv, selbst im heißesten Sommer. Ich ergänzte das, was ich sah, durch den unsichtbaren spitzen kegelförmigen Hut, hellblau mit Schleier. Normal ist das nicht, hatte meine Mutter einmal gesagt, als sie mir beim Trinken aus den Feenbrüsten zusah, und hatte versucht, die Amme zu entlassen. Da blieb ich drei Tage lang stumm, und am vierten Tag war die Amme wieder im Haus. Milch. Trinken.

Niemals habe ich den Garten der Amme gesehen. Ich weiß nicht, ob der Schuhkarton mit den Händen ins Gras gefallen ist, oder zwischen Blumen. Das macht nichts, sagt die Amme zu mir, als mir mein Eis aus der Hand fällt, und kauft mir ein neues. Da, wo mein heruntergefallenes Eis in der Sonne zerschmilzt, bleibt ein heller Fleck auf der Straße zurück. Marie, die Tochter der Amme, hat viel längere Finger als ich, darum fällt ihr das Eis auch nie aus der Hand. Und ihre Hände sind immer sauber, unabhängig davon, wie dreckig das ist, was sie anfaßt. Meine Hände sind immer genauso klebrig und staubig wie das, was wir spielen und essen, wie die Straßen der Stadt, auf die wir fallen, wenn wir rennen oder

uns schubsen und stoßen. Als ob ihre Haut anders wäre, obgleich sie sich, wenn ich Marie, die so etwas wie meine Milchschwester ist, bei der Hand nehme, so anfühlt wie meine. Als ob sie in Wahrheit aus Wachs wäre oder aus Stein, so daß der Dreck an ihr abgleiten muß. Vater unser, der du bist im Himmel. Abends, wenn ich allein im Bett liege, krieche ich unter die Decke und falte die Hände, mit dem Radiergummi habe ich die Haut vorher sauberradiert, damit sie so aussehen wie die Hände von Marie, durch das Beten ziehe ich jetzt den ganzen Himmel samt Vater zu mir ins Dunkel. Sag guten Tag, gib die Hand, gib die Hand.

Diejenigen welche, dann deren Freunde, dann die, die sich an sie erinnern, später alle, die Angst haben, und zum Schluß alle. Das sagt mein Vater hinter einer geschlossenen Tür in unserem Haus, die Tür ist zu dieser Zeit noch riesig für mich, ich stelle mir vor, was passieren würde, wenn sie auf mich fiel, während ich an ihr lausche, ob ich dann flach würde, durch die Tür hindurch riecht es bis in den Flur nach Tabak, alle, und ob das Lärm machen würde, wenn sie auf mich niederstürzte, oder ob so eine Tür leise auf einen Körper fällt, der aus Fleisch ist. Als ich am nächsten Tag auf den steinernen Teppichmustern der Stadt an der Hand meiner Mutter von Insel zu Insel springe, zähle ich stumm: Diejenigen welche. Dann deren Freunde. Die sich erinnern. Die Angst haben. Und zum Schluß alle. Entweder immer auf Schwarz oder immer auf Weiß oder immer auf Grau, an der Hand meiner Mutter. Wie ein Abzählreim ist dieser Satz, und wie ein Abzählreim kann er nicht aufhören, bevor er am Ende ist – mittendrin kann ich nicht aufhö-



ren zu hüpfen, mittendrin kann ich nicht auf einem Bein stehenbleiben, irgendwo in der Stadt, auf Schwarz oder Weiß oder Grau. Ich habe Angst um meinen Vater. Alle. Alle alle.

Hier ist ein Vogel gegangen, sagt mein Vater, er hat sich zu mir gehockt und zeigt auf ein paar sternförmige Kratzer in der dunklen Erde am Rand unseres Gartens, im Schatten unter den Bäumen, da, wo kein Gras wächst. Kommt ein Vöglein geflogen, setzt sich nieder auf mein' Fuß, trägt ein Brieflein im Schnabel. Was ist eine Spur, frage ich meinen Vater. Etwas, das kein Zufall sein kann, antwortet mein Vater. Aber dann muß man ja, sage ich, bevor man weiß, was kein Zufall sein kann, alles andere wissen. Wahrscheinlich, sagt mein Vater. Und was ist dann mit der doppelten Zeit, frage ich, die so eine Spur hat. Was für eine doppelte Zeit, sagt mein Vater. Die Zeit, sage ich, in der der Vogel gegangen ist, und die zweite Zeit, in der wir davon erfahren, dazwischen ist doch die Spur so eine Art Brücke. Vielleicht, sagt mein Vater. Aber wenn man endlich so alt ist, daß man den Zufall von allem anderen unterscheiden kann, ist man wieder zu schwer, um über die Brücke zu gehen. Nein, sagt mein Vater, das ist Unsinn, und macht mit einem Stöckchen neben die sternförmigen Kratzer sternförmige Kratzer.

Mein Vater arbeitet Tag für Tag in einem Palast, der von außen vollkommen weiß ist. Mein Vater sorgt in diesem Palast für die Ordnung. Tatü. Wände weiß, Säulen weiß, Freitreppe weiß, die Sonne blendet vom Haus her, als sei das Haus selber die Sonne, nur die Bäume zur Rechten und Linken des Hauses sind dunkel, und nie-

mals bewegt ein Wind ihre Blätter. Tatü. Ich frage mich, ob die Fenster nur aufgemalt sind, weil der Palast immer so still dasteht, drinnen herrscht Ordnung, sagt meine Mutter, mein Vater sorgt für die Ordnung, und weil ich hinter den Fenstern nie jemanden sehe. Ob das Haus in Wahrheit vermauert ist, und ebendeshalb außen so strahlt, weil das Sonnenlicht nicht hineinfallen und drinnen verlorengehen kann. Tatü. So wie meine Mutter für mich sorgt. Kämmt man die Ordnung, gibt man der Ordnung zu essen oder zu trinken. In einem Haus, in das kein Licht dringt, in dem man sich an den Wänden festhalten und heruntappen muß, weil die Fenster mit Ziegeln verstopft sind. Tata. Kämmt man, wenn man die Ordnung im Dunkel nicht finden kann, aus Versehen die Luft, verschüttet man Essen und Trinken, und herrscht sie trotzdem, die Ordnung, dann eben, ohne gekämmt zu sein, schmutzig, gefräßig, verkommen. Tatü. Tata. Mein Vater kommt aus dem Haus, bin ich froh, er hält sich die Hand vor die Augen, weil ihn im ersten Moment die Sonne so blendet, dann sieht er uns, meine Mutter und mich, am Fuße der Treppe stehen, es ist Freitag, halb drei, wir holen ihn von der Arbeit ab wie jeden Freitag, er läuft schnell die Treppe hinunter und küßt mich mit seinen Lippen, die so weich sind wie die einer Frau. Mein Vater trägt nie eine Uniform, und die Wagen, die vor dem Haus stehen, sind grau-weiß, ohne Blaulicht. Wohin sind die Sirenen geflohen. Sie haben sich in Vögel verwandelt, sagt meine Amme. Sonnig und still ist es da, wo in unserer Stadt die Polizei wohnt.

Ein Wunder, sagt meine Mutter und zeigt auf zwei aufgebauschte schwarzgekleidete Engel, die Hand in Hand,

fern von uns, hoch über dem Meer vom Himmel stürzen, der Himmel ist blau, ganz blau, so blau wie das Wasser, in dem er sich spiegelt, von Blau zu Blau stürzen die Engel, vom Himmel aufs Wasser zu, schwarz vor blau stürzen sie, mit weitgeöffneten Armen, und halten sich an den Händen, meine Mutter und ich stehen unten am Hafen und sehen das Wunder, und viele andere neben uns stehen auch da und zeigen auch auf die Engel und bekreuzigen sich. Rot, Grün und Gelb. Wir auf der Erde. Orange. Der Wind fährt den Engeln unter die Kleider, weiß, weiß der Wind, nur die Kleider der Engel sind schwarz, warum eigentlich, frage ich meine Mutter. Schwarz. Schwarz ist keine Farbe.

Oder kommt das Schwarz dadurch zustande, daß man alle Farben in einen Topf wirft. Ich sitze im Wohnzimmer auf dem Teppich und schneide aus Zeitschriften Tiere aus, die mir gefallen, die Mutter nebenan in der Küche brät, wäscht Salat, rührt und schneidet, der Vater hockt bei mir auf dem Teppich, hält das Papier straff und sagt beispielsweise: Vorsicht, die Ohren. Es ist immer schon Abend, wenn der Vater bei mir auf dem Teppich sitzt, manchmal Nacht. Sein Kopf, zu dem ich aufschauen muß, sogar wenn er sich zu mir hin hockt, so groß ist mein Vater, erscheint mir Abend für Abend vor der schwarzen Fläche des unverhangenen Fensters, das hinter ihm ist. Glatte glänzende Schwarz, ohne Mondschein, und davor dieser Kopf meines Vaters, der sich hell davon abhebt: Blond, hellbraune Augen, und Zähne wie Perlen, wenn er seinen Mund aufmacht und sagt, was auf den Bildern zu sehen ist. Stimmt es, daß ein Geier ein ganzes lebendiges Lamm mit hinaufnehmen kann in den Him-

mel, und es dann irgendwann fallen läßt, um es zu fressen? Aber nein, sagt mein Vater, ein Geier frißt nur, was schon tot ist. Er streicht mir über den Kopf, während ich das Lämmchen ausschneide. Das Essen ist fertig, ruft meine Mutter, wir stehen auf, und auf einmal spiegelt sich das ganze Zimmer in demselben Fenster, und das Schwarz ist verschwunden. Aber hinter dem Spiegelbild ist es noch da, dieses undurchdringliche Schwarz, das weiß ich, weil der Garten, der hinter dem Fenster liegt, bei Nacht niemals zu sehen ist. Das Fenster hält ihn gefangen, den Garten, es gibt ihn nicht heraus, hat ihm ein schwarzes Tuch übergeworfen und versucht jetzt, uns mit dem bunten Spiegelbild unseres Zimmers zu täuschen.

Am Morgen ist der Garten wieder zu sehen, wahrscheinlich könnte ich ihn auch wieder betreten, aber ich muß zur Schule, Bäume und Blumen sind wieder in Freiheit gesetzt, das schwarze Tuch hat wer abgezogen, zusammengefaltet und sonstwo versteckt, aber nur vorläufig, bis zum Einbruch der nächsten Nacht, soviel ist sicher. Morgen für Morgen Rock, Strümpfe und Schuhe in Blau, und das Hemd, kurz- oder langärmelig, weiß. So wie die andern. Jahrelang Morgen für Morgen die blaue Kappe auf meinen Kopf, ein gefaltetes Schiffchen aus Filz, verkehrt herum, wie gekentert, auf dem Haar festzustecken mit einer Klemme, ein goldenes Abzeichen an der Seite. Im Gras glitzert der Tau, kühl und feucht würden meine Füße jetzt werden, wenn ich barfuß hinausginge, aber ich schlüpfte statt dessen in meine Schuhe und lege das Tuch, blau wie die Kappe, um meinen Hals, ich binde den Knoten, einen Knoten, der den Knoten

selbst unsichtbar macht, den hat mir vor Jahren, noch bevor ich zur Schule gekommen bin, mein Vater gezeigt. Blau, ganz und gar blau war der Himmel. Jetzt sehe ich überall dort, wo mein Körper von Stoff bedeckt ist, so aus wie die andern.

Ich bitte um den Einmarsch der Fahndelelegation. Eine, die vorn steht, sagt diesen Satz, und ordnet damit unsere Blicke. Wir alle müssen jetzt die drei Schüler ansehen, die uns die Fahne bringen, der vorderste trägt sie, er hält die Stange, an der sie befestigt ist, und die nachfolgenden zwei sind die Schleppe der Delegation, die Fahne selbst hat keine Schleppe, sie hängt, weil kein Wind weht. All unsere Blicke auf diese drei mit der Fahne, wir stehen im Karree auf dem Schulhof, nur eine Seite ist frei geblieben, das ist die vor dem Eingang zur Schule, hin zur Mitte dieser frei gebliebenen Seite ist die Fahndelelegation unterwegs, an den andren drei Seiten stehen wir, die Kleinen vorn und die Größeren in den hinteren Reihen, alle Zehen jeweils in einer Linie, und die rechte Hand grüßend ans Käppchen, von diesem Moment an darf ich nicht mehr umherschauen über das blauweiße Wasser, aus dem die anderen Kindsköpfe wie hautfarbene Bojen auftauchen, unmaskiert einander nicht anzugleichen, ebenso wie das kleine Stück nacktes Knie zwischen Strümpfen und Rock, das krumm ist, fett oder spitz, aufgeschlagen oder mit Grübchen, jedenfalls braungebrannt in diesem Land des ewigen Sommers. Ich blicke auf die Fahne, und frage mich, ob diejenigen Lehrer, die vorgeschrieben haben, wohin wir schauen, unsere Blicke quergelegt in der Luft sehen können, auf die drei mit der Fahne gerichtet wie lauter Lanzen.

Eins. Zwei. Und drei. In den ersten drei Jahren der Schulzeit dürfen wir, wenn wir nicht schreiben, die Unterarme nur ineinander verschlungen auf der Schulbank ablegen. Erst, wenn wir groß sind, so sagen die Lehrer, darf ein Unterarm glatt und gerade auf dem anderen liegen. Gebetet wird mit aneinandergelegten Händen, nicht die Finger verschränken. Zur Pause geht einer nach dem anderen zur Tür des Klassenzimmers hinaus, in einer Reihe, hübsch langsam, sagen die Lehrer. Eins. Zwei. Und drei. Alle schnellen Bewegungen, alles Plötzliche und alles, was schief ist, das Rennen, Schlenkern, Schieben, Lehnen und Fallen, Herumwirbeln und Springen wird von uns abgeschnitten, irgendwohin gebracht, wo es für uns nicht mehr erreichbar ist, und dort verschrottet. Wie Fahrräder, wenn sie ausrangiert sind, verkeilt sich das dort ineinander, macht einen unentwirrbaren Haufen, verhakt sich, und verrottet schließlich gemeinsam, als wäre es immer schon eins gewesen. Eins.

In den Pausen hocken wir uns unter den großen Baum in den Schatten, nicht schreien, nicht streiten, wir sammeln die Feuerkäfer, die am Fuße des Baumes wohnen, in unsere Hände, oder Sandkörner und Kiesel, und wenn ein Flugzeug über uns wegfliegt, flüstert einer von uns lauter als der andre: Da sind meine Eltern drin, die fliegen jetzt nach Alaska, da fliegt meine Mutter, die ist auf der Reise nach Rom, da oben im Flugzeug sitzt heute mein Vater, der fliegt ganz ganz weit weg, wohin denn, ganz weit, na, wenn du das nicht mal weißt, dann stimmt das auch nicht, doch, mein Vater, der fliegt sogar übers Meer, na, und, wohin denn. Ganz weit. Blödsinn. Nicht schreien. Wir gewinnen, flüstert meine Freundin Anna

uns zu, wir gewinnen, das sagt sie immer, wenn draußen ein Reifen platzt, das hört sich an wie ein Schuß, manchmal gibt es viele Schüsse hintereinander. Wir gewinnen, flüstert sie, und da werden wir alle ganz still und warten, ob wir wirklich gewinnen.

Diesmal haben wir nicht gewonnen, sagt meine Freundin Anna einen Tag später. Meine Mutter, sagt sie, ist über den Zaun gestiegen, um den Pferden etwas zu fressen zu geben. Und das eine Pferd war noch nicht wirklich gezähmt, das ist ausgewichen und wollte nichts von meiner Mutter zu fressen haben. Und als sie näher gekommen ist, hat es sich aufgebäumt. Und dann, frage ich. Dann ist es mit den Hufen wieder runtergekommen und hat meine Mutter beinahe am Kopf getroffen, da wollte sie weglaufen. Aber sie hat es nicht so schnell über den Zaun geschafft, und da ist das Pferd, weil es gemerkt hat, daß sie sich vor ihm fürchtet, auf sie losgegangen. Und wenn sie keine Angst gehabt hätte? Dann wäre das Pferd ruhig geblieben. Aber es hat gemerkt, daß sie Angst hat. Und da ist es auf sie losgegangen und hat sie getreten und sich mit seinem ganzen Gewicht auf sie geworfen. Aber Pferde treten doch niemals auf Menschen, sage ich. Wenn sie gezähmt sind, sagt Anna, aber dieses Pferd war im Grunde genommen noch wild. Ach so, sage ich. Und dann haben die anderen Pferde sich auch mitreißen lassen, sagt Anna. Die haben sich daran erinnert, daß sie auch einmal wild waren. Und dann? Dann sind alle Pferde über meine Mutter gelaufen. Mit ihren Hufen. Meine Mutter war eine Indianerin, sagt Anna zu mir. Ich sage nichts. Sie ist über den Zaun gestiegen, um ihre Pferde zu füttern, sagt sie, und da haben ihre eigenen

Pferde sie zu Tode getrampelt. Stell dir mal vor, sagt Anna zu mir. Ich stelle es mir vor, und sage dann zu meiner Freundin: Ich finde, das ist ein schöner Tod für eine Indianerin. Das finde ich auch, sagt Anna. Warst du dabei, frage ich. Nein, sagt Anna. Und die Pferde? Die haben sie natürlich abschießen müssen. Du hast ja selber die Schüsse gehört. Ja, sage ich, das stimmt.

Eine Spieldose spielt: Ach, wie so trügerisch ist Weibtreue. Die Spieldose steht auf einem fahrbaren Tisch, der am Morgen von meiner Mutter und meinem Vater in mein Zimmer geschoben wird. Blumen und Kerzenlicht, und neben der Spieldose liegen die Geschenke. Ich habe Geburtstag. Einer von allen Tagen im Jahr ist der Tag, an dem ich geboren wurde. Einer von allen Tagen im Jahr ist der erste Tag. Oder mit dem Kopf gleich in den Beton hineinrutschen. Erstes und Letztes in eins. Die Augen auf tun, das Grab sehen, dann kopfüber hinein und versteinern. Ach, wie so trügerisch. Ich bekomme eine Haarspange aus Silber, ein Märchenbuch, Briefpapier mit Wasserzeichen, mein Name links oben, einen Suppenteller, an dessen Grund zwei Mädchen Ball spielen, und eine Rose von Jericho, ein vertrocknetes Ding, das eine Blume wird, wenn man es naß macht. Solange, bis der Teller zu Bruch geht, spielen die Mädchen am Grunde des Porzellans Ball. Solange, bis Wasser in Sicht ist, rollt die Rose von Jericho durch die Wüste. Der Teller geht nicht zu Bruch. Wenn ich so viel Suppe gelöffelt habe, daß die Mädchen unter Nudeln und Suppengrün zu spielen anfangen, lausche ich in den Teller hinein, ich will hören, wie die eine oder die andre den Ball fängt. Meine Mutter sagt, das sei nicht zu hören, weil der Ball zwi-



schen den beiden hoch in der Luft steht. Und er kommt niemals herunter? Nein, sagt meine Mutter, das ist doch ein Bild. Wir freuen uns, daß du geboren bist. Ein Bild, das bleibt immer so, wie es ist.

Die Heilige Difunta Correa verdurstete in der Wüste, aber das Kind, das an ihrer Brust trank, lebte noch, als man die beiden fand. Leben trinken aus einer Toten, meine Amme streicht mit ihrem Zeigefinger das Bildchen glatt, komisch, wenn das Leben aus einer herausgeht, wird die schwerer statt leichter. Rücken, Beine und Fersen der Heiligen schwer auf dem Sand, das Kind hält sie noch im Arm, hält es, die Tote, das lebendige Kind in ihrem schon gestorbenen Arm, und als dritte im Bunde über den beiden die stumme Sonne, die der Mutter den Tod gebracht hat. Wo immer im Sand ein Altar für die Verdurstete ist, lassen die Reisenden Flaschen mit Wasser zurück, sagt meine Amme. Ob das Wasser sie wachruft. Ob eine Heilige, die schon längst tot ist, wohl aus so vielen verschlossenen Flaschen ihr Leben zurücktrinken kann. Hat eine Heilige überhaupt Hände und Mund. Meine Amme sagt, aufstehen wird sie schon. Ja, aber wann denn. Wenn niemand mehr kommt, um neue Opfer zu bringen, sagt sie. Wenn auf der Erde Stille einkehrt, wird sie nachschauen wollen, was los ist, spätestens dann wird sie aufstehen und trinken.

Dann geht die Geschichte doch weiter. Rechts und links und oben und unten vom Bildrand. Natürlich, sagt meine Amme. Und nur, soweit das Bild reicht, bleibt alles so, wie es ist. Sicher, sagt sie, und läßt mich das Kärtchen, auf dem das Bild der Difunta zu sehen ist, in die

Für ihre Unterstützung meiner Arbeit an diesem Buch danke ich dem  
Ledig Rowohlt House und dem Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf.

Die Interpunktion dieses Buches folgt weitgehend der alten Rechtschreibung, manchmal jedoch rein rhythmischen Gesichtspunkten.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken  
Print* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage  
Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2007,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
München  
Copyright © der Originalausgabe 2005 Eichborn AG,  
Frankfurt am Main  
Umschlaggestaltung: Design Team München nach einem Entwurf  
von Christina Hucke  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck  
MM · Herstellung: AW  
Made in Germany  
ISBN 978-3-442-73461-0

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)



Jenny Erpenbeck

**Wörterbuch**

Taschenbuch, Broschur, 112 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73461-0

btb

Erscheinungstermin: Januar 2007

Eine junge Frau erinnert sich an ihre wohlbehütete Kindheit in einem südamerikanischen Land und kommt einem dunklen Geheimnis auf die Spur: Die Eltern, die sich so fürsorglich um sie gekümmert haben, sind nicht ihre leiblichen Eltern. Sie sind Teil eines terroristischen Regimes, das auch ihre Eltern umgebracht hat ...

Von der Autorin des Erfolges „Geschichte vom alten Kind“.